

Rezensionen

Islam als Integrationsproblem

Alexandre Escudier, Brigitte Sauzay, Rudolf von Thadden (Hrsg.): *Der Islam in Europa. Der Umgang mit dem Islam in Frankreich und Deutschland.* (Genshagener Gespräche, Bd. V). Wallstein Verlag, Göttingen 2003, 216 S., 19 €

Der vorliegende Band versammelt Essays deutscher und französischer Autoren zu verschiedenen Fragen des Islam in beiden Ländern, wobei sozialwissenschaftliche Ansätze im Vordergrund stehen. Er ist hervorgegangen aus einer von der Robert Bosch Stiftung und dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg finanzierten Tagung zum gleichen Thema im Mai 2001.

Rémy Leveau gibt einen Überblick über die Präsenz des Islam und den Umgang mit Muslimen in Frankreich während der 1990er Jahre. Für ihn geht es heute insbesondere darum, den Status der Frau oder derer, die sich vom Islam abwenden (und bislang mit der Todesstrafe bedroht werden, d. Rez.), zu klären, wobei er allerdings gleichzeitig davor warnt, dass Regelungen im europäischen Sinne zu Konflikten mit den vom Islam beherrschten Ländern führen könnten. Leveau sollte jedoch wissen, dass solche den Menschenrechten entsprechende Regelungen vorerst nicht zu befürchten sind, da die europäischen Regierungen wie bisher Konflikten mit muslimischen Staaten aus dem Weg gehen werden, solange diese über einen gewissen Ölreichtum verfügen. Vielleicht ist die Ent-

wicklung des Islam in Frankreich aber auch ganz unproblematisch, wenn man mit Danièle Hervieu-Léger der Überzeugung ist, dass sich im Hexagon dank der kulturellen Partizipation an der Moderne ein europäisch-moderner Islam herausbildet. Sollte die islamische Organisation UOIF, die bei den Wahlen zum Rat der Muslime deutlich die meisten Stimmen gewonnen hat, und deren Delegierte ein hysterisches Geschrei und ein Pfeifkonzert anstimmten, als der damalige Innenminister Nicolas Sarkozy die Ansicht vertrat, auf Passfotos müssten Frauen unverschleiert abgebildet werden, doch nur eine verschwindende Minderheit vertreten?

Claire de Galember vergleicht die öffentliche Islampolitik auf Staaten-, Regionen- und insbesondere lokalen Ebenen in Deutschland und Frankreich und stellt dabei unter anderem fest, dass es trotz der unterschiedlichen Strukturen beider Länder doch insofern eine Konvergenz gibt, als auch in Frankreich im Gefolge des Dezentralisierungsprozesses die kommunale Ebene an Bedeutung gewinnt und es in beiden Ländern Tendenzen zur Verrechtlichung des Verhältnisses zum Islam gibt. Der Islam wird auf diesem Wege zu einem Kernstück des gesellschaftlichen Kampfes um die Anerkennung der kulturellen Eigenarten eingewanderter Bevölkerungsgruppen, meint Riva Kastoryano. Bei dem von Kastoryano zur Illustration benutzten Beispiel der erfolgreichen türkischen Proteste gegen die Einführung von Islamunterricht an öffentlichen Schulen in Berlin vermisst man allerdings den Hinweis darauf, dass zwar die staatliche türkische Religionsbehörde als Träger abgelehnt, aber stattdessen die Organisation Milli Görüs gewünscht wurde, die aus guten Gründen vom Verfassungsschutz beobachtet wird (Gruppierung der Gottesstaats-Anhänger) und erst kürzlich wieder wegen Verbreitung von Videos zur Verherrlichung von muslimischen Selbstmord-„Märtyrern“ Aufmerksamkeit gefunden hat.

Die Beiträge von Farhad Khosrokhavar und Pénélope Larzillière beschäftigen sich mit Identitätsproblemen junger Muslime. Nikola Tietze arbeitet ihrerseits überzeugend heraus, wie mittels einer utopisch gefärbten Religiosität Jugendliche in Deutschland wie in Frankreich die Fremdheitszuschreibungen durch die Mehrheitsgesellschaft für irrelevant erklären und die eigene Differenz erfahrungspositiv umdeuten können. Bei Tietze wird auch der besondere historische Erfahrungshintergrund der Muslime in Frankreich, das heißt Kolonialismus und Kampf gegen die Kolonialmacht, dankenswerterweise in die Analyse einbezogen.

Die unterschiedlichen Strömungen und Organisationsformen türkischer Sunniten analysiert der in diesen Fragen breit ausgewiesene Werner Schifffauer. Er plädierte für eine „kluge Politik der Differenz“, die den zur Ausbalancierung tendierenden komplexen Verhältnissen in den islamischen Gemeinden Rechnung trägt. Aber war es deshalb falsch, wie der Verfasser meint, die Kaplan-Gemeinde zu verbieten, als sie in der innerislamischen Auseinandersetzung mit Milli Görüs bereits deutlich an Boden verloren hatte? Gewisse Minimalforderungen an das Zusammenleben in einer demokratisch verfassten Bundesrepublik muss der Staat schon festschreiben, wenn er auf der Ebene der Glaubens- und Lebensformen gleichzeitig die größtmöglichen Unterschiede garantieren soll, meint jedenfalls Thomas Meyer. Gerade durch die Gewährung solcher Differenz können die europäischen Staaten, so Chantal Saint-Blancat, den Forderungen nach einer Neuinterpretation des Islam (aber wie soll die aussehen? d. Rez.) seitens der bislang

von aller religiösen Deutungsmacht ausgeschlossenen muslimischen Frauen und Jugendlichen Raum gewähren. Tareq Oubrou schließlich, einer der Hauptvertreter der theologischen Erneuerung des Islam in Frankreich, plädiert für eine „weltlich kontextbezogene“ Auslegungsarbeit, die es den in Europa lebenden Muslimen erlauben soll, die offenbarten Wahrheiten ihrer Religion mit den Anpassungsbedürfnissen eines Lebens in einem laizistischen Staat zu vereinbaren. Bei der Lektüre dieses für jede Diskussion über den Islam in Europa sicher interessantesten Beitrags in diesem Band fragt man sich allerdings, weshalb die Möglichkeit einer weltlich kontextbezogenen Auslegung des Islam nur dort gelten soll, wo sich die Muslime in der Minderheit befinden. Soll in den islamischen Staaten weiterhin jede Textkritik und jede historisierende Interpretation verboten bleiben? Es ist erst wenige Jahre her, dass ein ägyptischer Koranforscher der Al-Azhar-Universität in Kairo, der höchsten akademischen Instanz der arabisch-muslimischen Welt, wegen linguistisch-historisierender Textkritik seine Stelle verlor. Er wurde zudem per Fatwa für vogelfrei erklärt, sein Zusammenleben mit seiner muslimischen Frau wurde zu einem Verbrechen, und er musste sich, um sein Leben zu retten, ins europäische Exil flüchten. Soll man aber wegen der aktuellen Chancenlosigkeit, vom (sunnitischen) Islam die Öffnung für textkritische Verfahren zu verlangen, wie seitens deutscher Orientalisten vorgeschlagen, die Ideale der Aufklärung verleugnen und von vorneherein das Verbot der Textkritik als gegeben hinnehmen?

JOHANNES THOMAS

Manifest gegen wachsenden Antisemitismus in Frankreich

Emmanuel Brenner: „France, prends garde de perdre ton âme...“ – *Fracture sociale et antisémitisme dans la République. Mille et une nuits* / Librairie Arthème Fayard, Paris 2004, 158 S., 10 €

Zweifellos haben Manifest und Pamphlet eine wichtige Tradition in der französischen Öffentlichkeit. Der Titel „France, prends garde de perdre ton âme“ ist einem Aufruf zum Widerstand aus dem Jahre 1941 entlehnt, Vichy ist denn auch der Bezugspunkt von Emmanuel Brenners vor einigen Monaten erschienenem Essay. Aber sein „J'accuse“ bezieht sich auf ganz andere Traditionen als jene, welche die meisten politischen Manifeste der Nachkriegszeit, insbesondere der 1970er und 1980er Jahre geprägt haben. An Tocqueville und seine Kritik der 'hommes de lettres' des 18. Jahrhunderts erinnert Brenners Kritik der heutigen Intellektuellen; denen wirft er vor, sich in ihrem progressiven Engagement gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit zum Werkzeug (Brenner benutzt wiederholt die Lenin'sche Formel von den „nützlichen Idioten“) dessen zu machen, was er als „fascisme vert“ (S. 23) bezeichnet, wobei sich das Adjektiv 'vert' auf die Farbe des Islam bezieht. Brenners Anklage richtet sich gegen den in der islamischen Bevölkerung Frankreichs verbreiteten Antisemitismus, vor allem aber gegen dessen Verharmlosung unter den französischen Intellektuellen: „La réalité est le dernier souci des idéologues“ stellt er bezüglich derer fest, die sich in ihren Gedenkritualen an die Shoa nicht überbieten lassen wollen, gleichzeitig aber ihre Kritik an der israelischen Politik zunehmend damit verbinden, das Existenzrecht Israels infrage zu stellen – als ob es keinen Zusammenhang zwischen dem europäischen Antisemitismus und der Gründung des Staates Israel gäbe.

Die Besonderheit von Brenners Essay liegt also nicht in der soziologischen Analyse, die den Zusammenhang von sozialer Verelen-

dung großer Teile der französischen Bevölkerung (gerade unter den muslimischen Einwanderern) und wachsendem Antisemitismus offenlegt (vgl. den Untertitel seines Buches). Neu ist an Brenners Studie vielmehr die Dokumentation einer zunehmenden Allianz zwischen dem offenkundigen und aggressiven Antisemitismus der (oftmals jungen) islamisch geprägten Franzosen maghrebini-scher Herkunft und dem nur scheinbar naiven 'traditionellen' Antisemitismus, der mal im Gewand intellektuellen Engagements, mal in Form eines pädagogisierenden „tout comprendre, c'est tout pardonner“ in Erscheinung tritt.

Für beides liefert Brenner zahlreiche und in der Tat erschreckende Beispiele. Eindrucks-voll dokumentiert er sowohl die verbalen und zunehmend auch physischen Attacken gegen Juden in Frankreich als auch die Unfähigkeit weiter Kreise der französischen Bevölkerung, angemessen auf diese Bedrohung der Zivilgesellschaft zu reagieren. So zitiert er Passagen aus den Handreichungen des Centre national de documentation pédagogique de Franche-Comté für Lehrerinnen und Lehrer des neuen Faches „faits religieux“: Die dortigen Erläuterungen zum Begriff 'judaïsme' sind geeignet, jegliche Form des Antisemitismus als Phänomen erscheinen zu lassen, für das die Juden letztlich selbst verantwortlich seien, zögen sie doch durch ihren Reichtum den Neid breiter Bevölkerungsschichten auf sich (S. 154 / Anm. 105). Ein ähnliches Handbuch der Académie de Nantes schlägt als Arbeitsauftrag für Schülerinnen und Schüler im Rahmen eines 'atelier d'écriture' zum Thema „Naher Osten“ vor, einen Brief an einen palästinensischen Intifada-Kämpfer zu verfassen, in dem dieser zum Durchhalten ermutigt werden soll (S. 89). Diese beiden der zahlreichen von Brenner zitierten Beispiele zeigen überdeutlich, wie gerade im Bereich der Schule der traditionelle Antisemitismus der 'neuen', islamistisch geprägten Gewalt gegen Juden den Weg bereitet. Nur am Rande

sei auf die präzisen und überzeugenden Argumente hingewiesen, mit denen Brenner den Einwand entkräftet, dass doch vom Antisemitismus auch Araber als Semiten betroffen seien und somit der Begriff eines islamistischen Antisemitismus unlogisch sei. (S. 101)

So zahlreich also die Beispiele für eklatanten Antisemitismus sind, so heftig ist der Vorwurf an die Adresse der Intellektuellen, gegenüber diesem „Sozialismus der dummen Kerls“ (August Bebel) versagt zu haben, ja ihn durch eine blinde Solidarität mit allen Freiheitsbewegungen dieser Erde und also zwangsläufig auch mit der PLO zu fördern. Brenner macht sich die Formulierung *Bebels* ausdrücklich zu eigen, aber der Leser bleibt etwas ratlos, welche Vertreter der Intellektuellen denn genau gemeint sind. So personalisiert eine ähnliche Debatte in Deutschland um das berüchtigte Flugblatt *Möller* oder über die *Hohmann*-Rede geführt wurde, so abstrakt erscheinen – trotz der bedrückenden Zahl und der Art der Beispiele des alltäglichen Antisemitismus in Frankreich – die Adressaten, an die sich die Anklage richtet. Bisweilen driftet das Brenner-Manifest in eine harsche Abrechnung mit der französischen Linken ab, aus der jedoch weniger Polemik als vielmehr Enttäuschung darüber anklingt, dass das Erbe der Aufklärung verspielt und dem Zeitgeist geopfert werde. Die wiederholte Warnung vor einem „Munich de l'esprit“ zeugt indes davon, dass Brenner seinen Essay nicht als Nachhall der Totalitarismus-Debatten der 1980er Jahre verstanden wissen will, sondern als aktuelle Warnung vor einem aktuellen Problem. Der Faschismus-Vorwurf an den modernen (nämlich islamistisch geprägten) Antisemitismus in den französischen Vorstädten ist insofern mehr als plakative Polemik, verbindet er sich doch mit einer luziden Analyse dessen, was fast 60 Jahre nach dem Ende von Nationalsozialismus und Vichy-Regime im Einwanderungsland Frankreich unter Faschismus zu verstehen ist, nämlich „un res-

sentiment social mêlé à la frustration masculine et à la haine raciale comme seule réponse à fournir quand on est en butte à l'opacité du monde.“ (S. 53)

Am stärksten ist Emmanuel Brenners Buch jedoch dort, wo es Wege aus der Krise zu weisen sucht: Statt der vor allem nach dem 11. September fast gebetsmühlenartig zu hörenden Feststellung, Terror und Gewalt hätten soziale Ursachen und seien nur durch die Beseitigung dieser Ursachen zu bekämpfen, ruft Brenner zu einer Besinnung über die Grundlagen der Nation und zu einer Rückbesinnung auf die „valeurs de la République“ auf (was wohl nur durch die sperrige Formulierung von den „Werten der freiheitlich-demokratischen Grundordnung“ ins Deutsche übersetzt werden kann). In Anlehnung an Ernest Renans berühmte Formel von der Nation als „identité collective“ und „principe spirituel“ beschwört Brenner die Nation als einen „pacte civique qui nous fait partager des valeurs et un avenir communs“ (S. 153). Viel zu lange habe man jegliche Kritik am Fundamentalismus vieler Franzosen maghrebini-scher Herkunft als 'islamophobie' abgetan, viel zu lange habe man den Begriff der Nation den Parteigängern *Le Pens* überlassen und somit der Pervertierung preisgegeben, die darin besteht, alles Fremde als Angriff auf ein hypostasiertes Ideal dessen zu betrachten, was in Deutschland zwischen 1933 und 1945 'Volksgemeinschaft' genannt wurde. Als bittere Ironie der Geschichte erscheint dabei die von Brenner diagnostizierte ideologische Nähe zwischen Front National und radikalem Islamismus: „L'islamisme antisémite est idéologiquement proche de l'extrême droite. [...] L'une et l'autre versent dans une commune apologie de l'identité et des racines. Pour l'une et l'autre, le 'mélange ethnique' est un cauchemar, et la 'pureté' un idéal.“ (S. 110)

Gegen diese unheilige Allianz sucht Brenner die Begriffe von Rechtsstaatlichkeit, Freiheit, Gleichheit und Verantwortung wieder in ihr Recht zu setzen und geißelt die Hypo-

krise, die darin besteht, die Feinde der an universell gültigen Werten ausgerichteten westlich-laizistischen Gesellschaftsordnung Frankreichs ausschließlich als Opfer eben dieser Gesellschaft zu betrachten, die ihre (religiös begründete) Identität nicht achte: „Indigènes hier, victimes aujourd’hui, nos compatriotes d’origine maghrébine sont enfermés dans cette pauvre identité qui leur interdit d’être nos semblables en droits et en devoirs.“ (S. 141)

So dramatisch Brenners Essay passagenweise klingt, so ernst ist es ihm mit seiner Warnung vor einer intellektuellen Kapitulation angesichts der Bedrohung der französischen Nation durch den ‘esprit communautaire’, welcher die Herkunft und das religiöse Bekenntnis zum Kriterium kollektiver Identität machen will. Für Frankreich gehe es um das Ganze, um Sein oder Nicht-Sein – darin besteht die Warnung am Ende des aufrüttelnden und erschütternden Essays, der sich als

Zuspitzung der gesellschaftlichen Analyse versteht, welche Emmanuel Brenner im Oktober 2002 unter dem Titel „Les Territoires perdus de la République. Antisémitisme, racisme et sexisme en milieu scolaire“ veröffentlichte. Der Antisemitismus und die zunehmende Gewalt gegenüber Juden sei nicht lediglich ein Angriff auf eine Gruppe innerhalb der französischen Gesellschaft, vielmehr bedeute er einen fundamentalen Angriff auf diese Gesellschaft selbst und auf die Grundfesten des französischen Staates als Garanten der Zivilgesellschaft: „Ce n’est pas seulement le peuple juif qui est en péril. Si les juifs succombent, le chrétien, le démocrate et le libéral sont condamnés à subir le même sort: la liberté est indivisible.“ Diese Worte stammen nicht von Brenner selbst, er zitiert sie als Beitrag des Delegierten Perlzweig auf dem Jüdischen Weltkongress im Jahre 1939.

CLEMENS KLÜNEMANN

Paris – Berlin: Per pedes

Andreas Altmann: *34 Tage – 33 Nächte. Von Paris nach Berlin zu Fuß und ohne Geld.* Frederking & Thaler, München 2004, 224 S., 30 Fotos, 24 €

Exklusive Kontakte zwischen Élysée-Palast und Kanzleramt sowie gemeinsame Sitzungen von Assemblée Nationale und Bundestag, tausende Telefonate, Fax und Mails täglich, ständige Direktflüge und neun Bahnstunden, Datenwechsel und Wanderausstellungen: Zwischen Paris und Berlin geht so gut wie alles. Nur niemand zu Fuß. Diese archaisch anmutende Lücke im rasenden Verkehr der beiden Metropolen ist nun geschlossen. Andreas Altmann hat sich aufgemacht und ist von Hauptstadt zu Hauptstadt marschiert, 100 Kilometer in 34 Tagen. Um seiner Reise per pedes einen besonderen Kick zu geben, ist er sie ohne einen Cent in der Tasche

angegangen. Dabei stellte der Wanderer seine Verpflegung durch jenes Mittel sicher, das Henry Miller weiland „Pump“ nannte. Wie der von ihm geschätzte Schriftsteller, „der zehn Jahre in Paris gelebt hat und bisweilen die Hand ausstrecken mußte, um über den Tag zu kommen“, hat Altmann seine Verpflegung erbettelt. Das Leben auf Schusters Rappen und von der Hand in den Mund sorgte für „ein Gefühl von Freiheit“.

Das klingt verwegen, ist aber keine Pioniertat mehr. Schon vor mehr als 20 Jahren beschrieb Michael Holzach in seinem Bestseller „Deutschland umsonst“, wie man in einem Wohlstandsland ohne einen Pfennig über die Runden kommt. Dass langes Laufen viele Leser findet, bewies erst im letzten Jahr Wolfgang Büscher mit seinem hochgelobten Buch „Berlin–Moskau. Eine Reise zu Fuß“. Wenn Andreas Altmann somit nicht auf neuen

publizistischen Wegen wandelt, ergeht sich sein Bericht doch in unterhaltsamen und aufschlussreichen Wendungen. Geschwollene Achillessehnen und aufgeplatzte Blasen werden mit Ironie behandelt: „Seit dreieinhalb Millionen Jahren geht der Mensch auf zwei Beinen. Und noch immer ist er nicht fähig, ein paar hundert Kilometer ohne Gewimmer hinter sich zu bringen.“

Allem Verdacht zum Trotz, „als masochistisches Würstchen unterwegs zu sein“, lässt sich der Landstreicher auf Zeit den Schneid nicht abkaufen. Doch will die „Kunst des Nichthabens“ gelernt sein. Dass Franzosen die Generosität sowenig erfunden haben wie Geiz in deutschen Landen neuerdings als geil gilt, ist nur eine Lektion. Nicht jede Boulangerie hat ein Baguette zu verschenken. Dafür gibt es bei mehr als einem Bäcker Bienenstich frei Haus. Auf grimmigen Strecken mit grantigem Magen bleibt genug Zeit, „eine Art Phänomenologie der Freigebigen und der Nichtsofreigebigen“ zu entwerfen, die sich allen nationalen und sozialen Kategorien entzieht. Auch lassen sich während des Gehens gängige Ansichten überholen. So sind „Radwege an einem deutschen Sonntag“ für den Fußgänger fast ebenso gefährlich wie eine Route Nationale. Wer per pedes daherkommt, wird nicht überall als Apostel un-

schuldiger Mobilität empfangen. Oft schlägt Mißtrauen dem „Langstreckengeher“ entgegen, der als Tippelbruder daherkommt. Umso dankbarer nimmt der von „Schmerz, Schweiß und Strapazen“ gezeichnete Wanderer spontane Gaben entgegen. Mal sind es „fünf sagenhafte Euro“, mal eine deutsch-französische Lebensgeschichte, dann eine Bohnensuppe oder ein Heuschaber zur Nacht.

Andreas Altmann hat bei seinem Vier-Länder-Marsch über Belgien und Luxemburg manche Einblicke in fremde Schicksale gewonnen. Dennoch ist sein Trip von Paris nach Berlin in erster Linie eine Selbsterfahrung im Grenzbereich zwischen endlos scheinenden Wegen, befristeter Mittellosigkeit und nachhaltigem Lebensgefühl. Und wenn letzteres Verlassenheit anwandte, durfte sich der einsame Wandersmann eins wissen mit dem Philosophen Jean-Jacques Rousseau, dem das Gehen über alles ging: „Ich habe niemals so klar gedacht, so sehr gelebt und war nie so ich selbst, als während der langen Reisen, die ich allein zu Fuß unternahm.“ Um diese kreative Mobilität zu erfahren, bieten sich weitere deutsch-französische Touren an. Mit Hamburg–Marseille auf dem Landweg ließe sich Paris–Berlin noch toppen.

MEDARD RITZENHOFEN

Ein Blick zurück nach vorn

Adolf Kimmel / Pierre Jardin (Hg.): *Die deutsch-französischen Beziehungen seit 1963. Eine Dokumentation.* In Zusammenarbeit mit dem Deutsch-Französischen Institut. Frankreich Studien Bd. 6, Leske+Budrich, Opladen 2002, 541 S., 49,90 €

Nach dem Erscheinen der Dokumentation von Adolf Kimmel und Pierre Jardin über die deutsch-französischen Beziehungen seit 1963 dürfte es so manchem Beobachter um einiges leichter fallen, historische Vergleichslinien zu ziehen und dadurch auch zu einer fundier-

teren Analyse aktueller politischer Entwicklungen der deutsch-französischen Verhältnisse zu gelangen. Kimmel und Jardin haben einen Band über die „veröffentlichten“ deutsch-französischen Beziehungen vorgelegt, der von der Unterzeichnung des Élysée-Vertrages bis zum Schweriner Gipfel im Juni 2002 reicht. Die Dokumentation, deren französische Ausgabe ein Jahr zuvor erschien und sich in einigen Details von der deutschen Ausgabe unterscheidet, enthält unter anderem Reden, Pressekonferenzen und Erklärungen, die anlässlich der bilateralen Gipfel

gehalten beziehungsweise publiziert wurden, sowie in einem gesonderten Kapitel bilaterale Verträge und Abkommen. Besonders Gewicht erhalten der Élysée-Vertrag und die Protokolle von 1988 über die Schaffung des Verteidigungs- und Sicherheitsrats sowie des Finanz- und Wirtschaftsrats, deren parlamentarische Ratifizierungsdebatten in Auszügen wiedergegeben werden. Eine knappe, aber durchaus instruktive Einleitung der beiden Herausgeber ruft die wesentlichen Entwicklungsphasen der deutsch-französischen Beziehungen ins Gedächtnis. Kurze Einführungen zu den jeweiligen Kapiteln erleichtern den Zugriff auf die Dokumente.

Die Lektüre verdeutlicht noch einmal, dass der Start des deutsch-französischen Motors alles andere als einfach war. Kritik am Élysée-Vertrag gab es aus allen politischen Lagern. Die Sorge, dass die besondere Partnerschaft mit Frankreich auf dem Rücken der europäischen Integration und vor allem des transatlantischen Verhältnisses begründet sein könnte, beherrschte insbesondere die deutsche Kritik und führte letztlich zu der berühmten Präambel. Der Vertrag könne, so Erich Ollenhauer, die „weitere Entwicklungsmöglichkeit“, ja „die Existenz“ der Europäischen Gemeinschaft und des transatlantischen Bündnisses infrage stellen. Und Maurice Faure befürchtete, dass der Vertrag das Ende der Monnet-Methode bedeuten könnte.

Schon bald nach dem Abschluss des Élysée-Vertrages zeigte sich, in welchem Maße der Faktor Amerika die deutsch-französischen Beziehungen prägte. Die Bemühungen der Bundesregierung, im Verhältnis zwischen Paris, Berlin und Washington ein erträgliches und der Bundesrepublik nützlich Gleichgewicht herzustellen, hatten während der Kanzlerschaft Adenauers zuweilen wie eine späte Fortsetzung der Bismarckschen Politik im Konzert der Mächte gewirkt. Was Adenauer allerdings über 14 Jahre *cum grano salis* gelungen war, schien unter seinem Nachfolger Ludwig Erhard einer Quadra-

tur des Kreises gleichzukommen. Nach dem Kanzlerwechsel in Bonn schlugen sich die regierenden deutschen Atlantiker nun ohne Wenn und Aber auf die Seite Washingtons. Was blieb, war die Erinnerung an heftige deutsch-französische Auseinandersetzungen über „die deutschen Illusionen und die Realitäten“, die zwei verschiedene Dinge seien (*Couve de Murville*)¹. Derart harsche Worte wurden nicht öffentlich geäußert, und man wird sie daher in der Dokumentation vergeblich suchen. Doch ist die Liste der Meinungsverschiedenheiten, die ab Mitte der 1960er Jahre das Verhältnis zwischen Bonn und Paris dominierten, beeindruckend, und Charles de Gaulle zögerte nicht, sie gegenüber der Presse Punkt für Punkt aufzuzählen und Bonn schon einmal vorab für ein mögliches „Auseinanderfallen“ der Europäischen Gemeinschaft verantwortlich zu machen.

Dennoch zeigte sich in den folgenden Jahrzehnten, dass die deutsch-französische Zusammenarbeit unter den Rahmenbedingungen des Kalten Krieges gerade für europapolitische Grundsatzentscheidungen Deutschlands und Frankreichs von elementarer Bedeutung war. Dies galt für die nationalen Entscheidungsprozesse ebenso wie für die bilaterale Initiierung und Vorstrukturierung von Beschlüssen der Europäischen Gemeinschaft. Dort lautete das Zauberwort „Paketlösung“: deutsche Unterstützung bei der Sicherung der Agrarsubventionen aus Brüssel auf der einen Seite, französische Zustimmung zur EG-Erweiterung um Großbritannien auf der anderen – im Umfeld des Haager EG-Gipfels Ende 1969 stellten Willy Brandt und Georges Pompidou pragmatischen Kooperationswillen unter Beweis. Helmut Schmidt und Valéry Giscard d'Estaing einigten sich nach langen bilateralen Verhandlungen 1978 auf die Grundprinzipien des Europäischen Währungssystems, die kurz darauf vom Europäischen Rat übernommen wurden. Die Versuche beider Seiten in den 1980er Jahren, auf sicherheitspolitischem Feld einander näher zu kom-

men, waren nicht annähernd so erfolgreich. Die zu unterschiedlichen strategischen Grundpositionen mit Blick auf das transatlantische Bündnis beschränkten den bilateralen Handlungsspielraum erheblich. Von entscheidender Bedeutung war gleichwohl die Rede, die François Mitterrand anlässlich des 20. Jahrestages des Élysée-Vertrages vor dem Bundestag – mitten im deutschen Wahlkampf – hielt. Mit seinem Bekenntnis zum Gleichgewicht der Kräfte als „bester Friedensgarantie“ und seinem klaren Eintreten für den NATO-Doppelbeschluss desavouierte er zwar die SPD-Parlamentmehrheit, legte aber zugleich einen wesentlichen Grundstein für das gute europapolitische Einvernehmen mit Helmut Kohl.

Mit der Unterzeichnung des Zwei-plus-Vier-Vertrages im September 1990 endete nicht nur die deutsche Teilung, sondern auch eine Ära der deutsch-französischen Zusammenarbeit, die vom Koordinatensystem des Kalten Krieges geprägt gewesen war. Allerdings dauerte es noch mehrere Jahre, bis die Konsequenzen der neuen Unordnung in Europa wie im gesamten internationalen System auch auf deutsch-französischer Ebene voll sichtbar wurden. Noch vor dem Vollzug der deutschen Einheit wurde zunächst, als ob man schon ahnte, was kommen würde, die „Schicksalsgemeinschaft“ zwischen Deutschland und Frankreich beschworen. Und der Vertrag von Maastricht unterstrich noch einmal, wie wichtig eine funktionierende Kooperation beider Länder für die europäische Integration ist. In welchem Maße die deutsch-französische Partnerschaft nach 1990 tatsächlich aus dem Gleichgewicht gekommen war, zeigte sich an der Hilf- und Tatenlosig-

keit, mit der beide Seiten auf die größten europapolitischen Herausforderungen seit den 1950er Jahren reagierten: Bis ins deutsch-französische Wahljahr 2002 hinein gab es keine nennenswerte bilaterale Initiative zur Vertiefung und Erweiterung der EU.

Die Dokumentation endet mit dem Schweriner Gipfel im Juni 2002, in dessen Rahmen der Kanzler die „Entwicklung eines großen Maßes an Gemeinsamkeiten“ für die kommenden Monate ankündigte. Die tatsächlich folgende Redynamisierung des bilateralen Motors hat bis heute jedoch nur auf eine neue Baustelle geführt: In der EU-25 sorgen sich viele vor einem ignoranten deutsch-französischen Direktorium, tun sich Berlin und Paris schwer damit, die Legitimität ihrer bilateralen Partnerschaft auf eine neue solide Grundlage zu stellen. Der Hoffnungs-schimmer einer öffentlichen europapolitischen Strategiedebatte, genährt im Mai 2000 durch die Humboldtrede Joschka Fischers und die Repliken aus Frankreich und Deutschland, ist erneut allgemeiner Sprachlosigkeit gewichen. Dem Band von Kimmel / Jardin, der durch ein Dokumentenverzeichnis oder ein Sachregister (in der französischen Ausgabe vorhanden) noch etwas handhabbarer geworden wäre, kommt in diesem Zusammenhang ein großes Verdienst zu: Nach der Lektüre sollte es allen Beobachtern der deutsch-französischen Beziehungen künftig leichter fallen, den Zustand und die Perspektiven dieses schwierigen Bündnisses nüchtern und vor allem jenseits tages- oder parteipolitischer Stimmungslagen zu analysieren. Ein Blick zurück hat noch nie geschadet.

MARTIN KOOPMANN

1 Vgl. das Protokoll des Gesprächs des Staatssekretärs Carstens mit dem französischen Außenminister Couve de Murville in Paris, 24.10.1964. In: Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland 1964, Bd. 2, Dok. 297, S. 1189.